



Gelassenheit und Abgeschiedenheit

Geschichten und Zitate aus den Weisheitstraditionen der Menschheit

Kapitel 6

Ein Boot kann im Wasser sein,
aber Wasser sollte nicht im Boot sein.
Ein Praktizierender des Weges kann in der Welt leben,
aber die Welt sollte nicht in ihm leben.

Ramakrishna

Was ist das Geheimnis dieser Schale?

Es war einmal ein König, der wollte einem wandernden Derwisch einen Wunsch erfüllen. Der Derwisch, der eigentlich wunschlos glücklich war, willigte schließlich ein und wünschte: „Füllt mir bitte meine Schale mit Goldmünzen.“ Der König sagte erfreut: „Nichts ist leichter als das.“ Er ließ einen Sack Goldmünzen herbeibringen und begann eigenhändig die Schale zu füllen. Zu seinem Erstaunen ging der ganze Sack Gold in die Schale hinein und am Ende war sie immer noch leer.

Der Derwisch sagte zu ihm: „Eure Majestät, es ist nicht schlimm, wenn Ihr diese kleine Schale nicht füllen könnt. Dann nehme ich einfach meine Schale zurück und ziehe weiter.“

Aber der König wollte nicht so leicht aufgeben und erwiderte. „Nein, nein, ich werde Eure Schale mit Goldmünzen füllen!“ Er ließ einen Sack Gold nach dem andern aus seiner Schatzkammer herbeibringen. Doch die Schale des Derwisch blieb leer.

Schließlich sah der König ein, dass er diese Schale selbst mit all seinem Reichtum nicht würde füllen können, und er fragte den Derwisch: „Sagt mir, was ist das Geheimnis dieser Schale?“

Der Derwisch antwortete: „Diese Schale ist das menschliche Herz, das niemals zufrieden ist, was man ihm auch gibt, sei es Wohlstand, Wissen, Ruhm oder Liebe. Was auch immer man hineinsteckt, es wird nicht voll werden, denn es ist nicht gedacht gefüllt zu werden. Doch da der Mensch dieses Geheimnis des Lebens nicht kennt, ist er ständig auf der Suche, ohne jemals Erfüllung zu erlangen.“

Was soll ich tun?

Tschag fragte seinen Meister, als dieser auf dem Sterbebett lag: „Meister, Ihr werdet nicht mehr lange in dieser Welt bleiben. Nach Eurem Tode, soll ich dann meditieren?“

„Das wird nicht viel nützen,“ antwortete der Meister.

„Soll ich dann Unterweisungen geben?“

„Das wird nicht nützlich sein,“ antwortete wiederum der Meister.

„Soll ich dann abwechselnd meditieren und Unterweisungen geben?“ fragte Tschag.

Der Meister antwortete: „Auch das wird nichts nützen.“

„Meister, wie soll ich denn dann handeln?“

Der Meister antwortete: „Löse dich vollkommen von der Anhaftung an diesem Leben.“

Wäre es nicht besser, den Dharma zu praktizieren?

Als Atisha starb, wurde sein Schüler Dromtönpa sein Nachfolger. Eines Tages traf Dromtönpa einen alten Mann, der gerade das Kloster als Geste der Verehrung umschritt, und er sagte zu ihm: „Guter Mann, ich freue mich zu sehen, wie du das Kloster umkreist, aber wäre es nicht besser, den Dharma zu praktizieren?“

Der alte Mann war über die Bemerkung Dromtönpas erstaunt und dachte eine Weile nach, was er damit wohl gemeint haben könne. Und er kam zu dem Schluss, dass er vielleicht eher die Mahayana-Sutren lesen sollte. Als Dromtönpa ihn eine Weile später im Klosterhof beim Lesen der Sutren antraf, sagte er zu ihm: „Es freut mich zu sehen, dass du die Sutren studierst, aber wäre es nicht besser, den Dharma zu praktizieren?“

Nun war sich der alte Mann ganz sicher, dass Dromtönpa meinte, er solle meditieren. Und so setzte er sich mit gekreuzten Beinen und halbgeschlossenen Augen auf ein Kissen. Doch wiederum sagte Dromtönpa: „Es freut mich zu sehen, dass du meditierst, aber wäre es nicht besser, den Dharma zu praktizieren?“

Vollkommen verunsichert fragte der alte Mann: „Meister, was soll ich denn tun, um den Dharma zu praktizieren?“

Dromtönpa antwortete: „Löse dich vollkommen von aller Anhaftung an dieses Leben. Löse dich jetzt sogleich davon. Denn wenn du einmal die gewohnheitsmäßige Anhaftung in deinem Denken aufgegeben hast, wird dich alles, was du tust, auf dem Weg der Befreiung voranbringen.“

Wer sind die, die Gott ehren?

Es sind jene, die ganz und gar aus sich selbst herausgegangen sind und in keinerlei Dingen, weder groß noch klein, das Ihrige suchen.

Es sind jene, die auf nichts unter sich, noch über sich, noch neben sich, noch an sich sehen.

Es sind jene, die nicht nach Besitz noch Ansehen, nicht nach Wohlergehen noch Vergnügen, nicht nach Nutzen noch Innigkeit, nicht nach Heiligkeit noch Lohn und Himmelreich streben. Sie sind aus all diesem und allem Ihrigen herausgegangen.

Diese Menschen ehren Gott im eigentlichen Sinn und geben ihm, was sein ist.

Meister Eckehart

Bei Gott sind alle Dinge möglich

Ein junger Mann kam zu Jesus und fragte: „Guter Meister, was soll ich Gutes tun, damit ich das ewige Leben erlangen möge.“

Jesus antwortete: "Was nennst du mich gut, ist doch niemand gut als Gott allein. Willst du aber zum ewigen Leben eingehen, so halte die Gebote."

Der junge Mann fragte: "Welche?"

Jesus sagte: "Du sollst nicht töten, nicht ehebrechen, nicht stehlen, nicht falsches Zeugnis geben, du sollst Vater und Mutter ehren und deinen Nächsten lieben wie dich selbst."

Da sprach der Jüngling: "Das habe ich alles seit meiner Kindheit gehalten, und was fehlt mir noch?"

Jesus sagte ihm: "Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe was du hast und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und dann komme und folge mir nach."

Als er das hörte, ging er betrübt fort, denn er hatte viele Güter.

Jesus sagte darauf zu seinen Schülern: "Wahrlich, ein Reicher wird schwer ins Himmelreich kommen. Es ist leichter, dass ein Kamel durchs Nadelöhr geht als dass ein Reicher ins Reich Gottes komme."

Als die Schüler das hörten, waren sie entsetzt und fragten ihn: "Ja, wer kann denn dann selig werden?"

Jesus sah sie an und sagte: "Bei den Menschen ist es unmöglich, doch bei Gott sind alle Dinge möglich."

Welch ein Glück!

Zu Lebzeiten des Buddha gab es einen Mönch mit Namen Batthiya, der vor seiner Ordination Statthalter einer Provinz Indiens gewesen war. In dieser Funktion war er reich und mächtig gewesen – Befehlsherr über zahlreiche Soldaten und Diener. Er hatte in wunderschönen Gemächern geschlafen, die kostbarsten Speisen genossen und so weiter. Jetzt war er ein Mönch des Buddha, der, in einfache Gewänder gekleidet, zu Füßen eines Baumes meditierte und nur noch Roben und Bettelschale sein Eigen nennen konnte. Als Batthiya in der Abenddämmerung unter dem Baum in Meditation saß, durchflutete ihn plötzlich eine Woge des Glücks und er sagte laut vor sich hin: „Welch ein Glück, Welch ein Glück!“

Diese Worte hörte ein anderer Mönch, der in der Nähe meditierte. Er dachte, dass Batthiya sich wahrscheinlich daran erinnerte, welches Glück er in seinem Leben als Statthalter genossen hatte, und es jetzt bereute, ein armer und bedeutungsloser Mönch geworden zu sein. Und am anderen Morgen erzählte er dem Buddha davon. Da ließ der Buddha Batthiya rufen und fragte ihn: „Stimmt es, dass du vergangene Nacht während der Meditation ‚Welch ein Glück, Welch ein Glück!‘ vor dich hing gesprochen hast?“

Batthiya erwiderte: „Ja, das stimmt.“

Der Buddha fragte ihn darauf: „Reut dich dein Leben als Mönch?“

„Nein, ganz im Gegenteil. Während des Meditierens stieg in mir die Erinnerung an mein früheres Leben als Statthalter auf, als ich viele Diener und Leibwächter um mich hatte und doch immer von Angst und Sorgen geplagt wurde – Angst um meinen Besitz, Angst um mein Leben. Als ich gestern in der Stimmung der Abenddämmerung allein zu Füßen des Baumes saß, fühlte ich mich vollkommen frei, frei von allem Ballast und frei von aller Angst, etwas zu verlieren. Da kam mir der Gedanke: ‚Niemals in meinem Leben bin ich so frei und glücklich gewesen!‘, und eine Woge des Glücks durchflutete mich. Und darum habe ich gesagt: ‚Welch ein Glück, Welch ein Glück!‘ “

Den meisten Menschen fällt es schwer,
ihre Haben-Orientierung aufzugeben;
jeder derartige Versuch erfüllt sie mit tiefer Angst;
sie haben das Gefühl auf jegliche Sicherheit zu verzichten,
als würden sie ins Meer geworfen,
ohne schwimmen zu können.
Sie wissen nicht,
dass sie erst dann beginnen können,

ihre eigenen Fähigkeiten zu gebrauchen
und aus eigener Kraft zu gehen,
wenn sie die Krücken des Besitzes weggeworfen haben.
Was sie zurückhält, ist die Illusion,
dass sie nicht allein gehen können
und zusammenbrechen würden,
wenn ihr Besitz sie nicht stützt.

Erich Fromm

Der Mangobaum

Buddha Shakyamuni war in einem seiner früheren Leben ein König gewesen. Eines Tages ritt der König mit einem Gefolge von Ministern durch einen Park und sah vom Rücken seines Elefanten aus, dass einige der Mangobäume dort voller reifer Mangofrüchte waren. Da er in offizieller Angelegenheit unterwegs war, wollte er nicht anhalten, sondern nahm sich vor, später in den Mangohain zurückzukehren und einige von den leckeren Früchten zu verzehren. Doch seine Minister hinter ihm schlugen mit Stöcken in die Zweige und Blätter bis die Früchte abfielen und plünderten so die Bäume.

Als der König, der von alledem nichts bemerkt hatte, am Abend in den Mangohain zurückkehrte und sich bereits in seiner Vorstellung an dem köstlichen Geschmack der Mangos erfreute, fand er nur noch die geplünderten Bäume vor, deren Zweige und Blätter am Boden zerstreut waren. Er war enttäuscht und ärgerlich.

Als er so um sich schaute, sah er in der Nähe einen Mangobaum stehen, dessen Blätter und Zweige nicht abgeschlagen waren. Er fragte sich, warum dieser ganz unversehrt geblieben war. Wie er näher heranging sah er, dass der Baum keine Früchte trug, und er dachte bei sich: „Wenn also ein Baum keine Früchte trägt, stört ihn niemand und seine Blätter und Zweige werden nicht zerschlagen. Dieser Baum erteilt mir eine Lehre.“

In Gedanken versunken kehrte er in den Palast zurück: ‚Es ist unerfreulich, leidvoll und schwierig ein König zu sein. Ständig muss man für seine Untertanen da sein. Was wäre, wenn Teile des Königreiches attackiert, geplündert und besetzt würden?‘ Dieser Gedanke beunruhigte ihn sehr.

In der Nacht schlief er schlecht und träumte vom Mangobaum ohne Früchte und seinen heilen Blättern und Zweigen. Am andern Morgen sagte er sich: ‚Wäre ich wie dieser Mangobaum, dann würden meine Zweige und Blätter nicht zerschlagen werden.‘ Diese Vorstellung ließ ihn nicht mehr los. Immer wieder setzte er sich in sein Gemach und meditierte darüber. Schließlich fastete

er den Entschluss, in die Hauslosigkeit zu gehen und Mönch zu werden. Er gab sein Königreich auf und führte ein einfaches, sorgenfreies Leben, war mit wenig zufrieden und schätzte die Einsamkeit. Und so fand sein Geist Frieden.

Mein Sohn, was bedeutet all dies?

Ein Yogi war von seinem Meister angewiesen worden in Einsamkeit zu meditieren, und so baute er sich abseits eines kleinen Dorfes eine mit Blättern gedeckte Hütte. Am Morgen vollzog er die rituelle Waschung und hing anschließend das Lendentuch und den Lappen, den er darunter trug, zum Trocknen in einen Baum. Dann ging er ins Dorf, um sich sein tägliches Essen zu erbetteln. Als er jedoch zurückkam, fand er, dass die Ratten große Löcher in die Tücher gefressen hatten. Und so war er genötigt am nächsten Tag im Dorf neue Tücher zu erbetteln. Einige Tage später legte er die Tücher zum Trocknen aufs Dach, damit die Ratten sie nicht erreichen konnten. Doch als er von der Bettelrunde zurückkam, fand er zu seinem großen Ärger, dass sie wiederum große Löcher hineingefressen hatten. Er dachte bei sich: „Wen soll ich denn jetzt um neue Tücher bitten.“ Als er am nächsten Tag ins Dorf kam und den Dorfbewohnern sein Missgeschick erklärte, antworteten diese ihm: „Wer will dich jeden Tag mit neuen Tüchern versorgen? Halte einfach eine Katze, das wird die Ratten fernhalten.“

Und so nahm der Yogi eine Katze mit heim. Von dem Tag an störten ihn zu seiner großen Freude die Ratten nicht mehr. Er liebte die Katze sehr und fütterte sie mit der erbettelten Milch. Eines Tages jedoch sagte ein Dorfbewohner zu ihm: „Du bittest jeden Tag um Milch, wo du doch dich allein durchs Betteln mehrere Tage lang versorgen könntest. Wer will dich das ganze Jahr über mit Milch versorgen? Tue eines, halte eine Kuh, und du wirst dich selbst und die Katze mit ihrer Milch ernähren können.“

Wenige Tage später fand sich der Yogi im Besitz einer Kuh, und von da an musste er keine Milch mehr erbetteln. Aber es stellte sich heraus, dass die Kuh Stroh brauchte, und so begann er im Dorf um Stroh zu bitten. Doch wiederum gaben die Dorfbewohner den Rat: „Wie willst du ständig Stroh für deine Kuh erbetteln? Beackere einfach das Land bei deiner Hütte, und du wirst nicht mehr um Stroh betteln müssen.“ Der Yogi folgte ihrem Rat und begann, Getreide anzubauen.

Das Korn wuchs besser als er erwartet hatte, und er musste Arbeiter für die Ernte einstellen und Scheunen für die Lagerung bauen. Und so war er nun vollends zu einem ständig beschäftigten Haushälter geworden.

Eines Tages kam der Meister vorbei, um zu schauen, wie es seinem Schüler bei der Meditation erginge. Als er die Hütte von Ackerland und Scheunen

umgeben sah, und Leute bei der Arbeit vorfand, war er sehr verwundert. Er fragte einen der Arbeiter: „Hier lebte früher ein Yogi, kannst du mir sagen, wohin er gegangen ist?“ Doch der wusste keine Antwort. So betrat der Meister die Hütte. Dort traf er seinen Schüler, und er fragte ihn: „Mein Sohn, was bedeutet all dies?“ Der fiel ihm vor Scham zu Füßen: „Meister, all dies hier entstand um zweier Tücher willen.“ Und er erzählte ihm, wie sich alles zugetragen hatte. Beim Anblick seines Meisters war seine ganze weltliche Verstrickung von ihm abgefallen, und er folgte ihm augenblicklich, ohne auch nur einen weiteren Blick auf seine angesammelten Güter zu werfen.

Fange zuerst bei dir selber an und lass dich. Wahrhaftig, fliehst du nicht zuerst dich selbst, wohin du sonst fliehen magst, da wirst du Hindernisse und Unfrieden finden, wo immer es auch sei. Die Leute, die Frieden suchen in äußeren Dingen ... sie suchen völlig verkehrt, die so suchen. Je weiter weg sie in die Ferne schweifen, umso weniger finden sie, was sie suchen.

Sie gehen wie jemand, der den Weg verfehlt: Je weiter der geht, umso mehr geht er in die Irre. Aber was soll er denn tun? Er soll zuerst sich selbst lassen, dann hat er alles gelassen.

Wenn ein Mensch ein Königreich oder die ganze Welt lässt, aber sich selbst behält, so hat er nichts gelassen. Lässt der Mensch aber von sich selbst ab, was er auch behält, ob Reichtum, Ehre oder was immer, so hat er alles gelassen.

Meister Eckehart

Augenblicklich angehalten

In einer Stadt in Indien lebte einst ein Heiliger mit Namen Nana Aulia, der den ganzen Tag einfach auf der Straße herumlag. Die Bewohner störten sich nicht daran, da sie alle wussten, dass er ein großer Meister war.

Eines Tages jedoch kam der Gouverneur des Landes mit einer Kutsche in die Stadt gefahren. Der Heilige lag im Zustand der Entrückung mitten auf der Straße. Empört darüber, dass jemand ihm den Weg versperrte, wandte er sich an seinen Kutscher: „Sag' diesem Penner, dass er von der Straße verschwinden soll.“

Der Kutscher erwiderte: „Dies ist ein heiliger Mann, wir sollten ihn nicht stören.“ Da sprang der Gouverneur wutentbrannt aus der Kutsche, schüttelte den Heiligen und schrie: "Steh auf und verschwinde von der Straße!" Der Heilige stand auf und gab dem Gouverneur eine kräftige Ohrfeige. Durch diese Ohrfeige wurde sein Geist augenblicklich angehalten, und sein Leben kam an einen Wendepunkt. Wieder daheim gab er seine Stellung auf, schlug den spirituellen Weg ein und wurde später ein großer Heiliger.

Was wirst du mitnehmen können?

Als Meister Schamseddin von Täbriz einmal in das Haus seines Schülers Rumi kam, der ein angesehener Gelehrter und Theologe war, arbeitete dieser gerade an einem Manuskript. Schamseddin griff das Manuskript und warf es fort: „Hast du nicht bereits genug studiert und gelesen? Studiere jetzt das Leben!“

Rumi schaute ihn verwundert an, und Schamseddin erklärte ihm: „All diese Dinge, die so wichtig scheinen, welche Bedeutung haben sie an dem Tag, wo du sterben musst? Was bedeuten Gelehrtheit, Ansehen und eine gute Stellung dann? Was wirst du mitnehmen können? Wenn du diese Frage wirklich löst, wird sie dich in die Ewigkeit führen. Die Probleme dieser Welt, ob du sie nun klärt oder nicht, nehmen niemals ein Ende. Darum frage dich aufrichtig, was du von Gott und vom Menschen wahrhaftig verstanden hast.“

Diese Worte trafen Rumi mitten ins Herz, und er begab sich von da an wirklich auf den Weg zu Gott.

Wer mit der Einstellung ‚ich brauche nichts‘ lebt,
dessen Geist ist immer frei und gelassen.

Dilgo Khyentse Rinpotsche

Wer bin ich, wenn ich bin, was ich habe,
und dann verliere, was ich habe?
Nichts als ein besiegter, gebrochener, erbarmenswerter Mensch,
Zeugnis einer falschen Lebensweise.

Erich Fromm

Und dich hat der Dieb vergessen

Meister Ryokan lebte abgeschieden und sehr einfach in einer moosbedeckten Einsiedelei in den Bergen. Er meditierte intensiv, lebte vom Betteln und war aufgrund seines sehr lauterem, aufrichtigen und nahezu kindlichen Gemüts bei den Menschen sehr beliebt.

Während einer Vollmondnacht, als Ryokan in tiefem Schlaf lag, schlich sich ein armer Mann auf Diebessohlen in seine Einsiedelei und wollte ihn bestehlen. Wie er sich umschaute, fand er aber nichts, was sich zu stehlen gelohnt hätte. Nur die Decke, mit der sich der schlafende Ryokan zugedeckt hatte, schien interessant genug für einen Diebstahl. Und so zog der Dieb ihm einfach die Decke weg, ohne dass Ryokan etwas merkte, und floh geschwind von dannen. Wenig später wurde Ryokan wach, weil ihn fror, und er bemerkte den Diebstahl. Das Zimmer war von den hereinfliegenden Mondstrahlen erhellt, und so schaute er zum Fenster und sah den in vollem Glanz leuchtenden Mond genau im Rahmen des Fensters hängen. Voller Bewunderung rief er: "Oh, wunderschöner Mond! ...und dich hat der Dieb vergessen." Und dann holte er Papier, Tusche und Pinsel und schrieb ein Gedicht:

*O wunderschöner Mond
In vollem Glanz in meinem Fenster,
Warum hat der Dieb
Nicht dich mitgenommen!*

Kein Ereignis, was es auch war, konnte seine innere Ruhe stören.

Ich brauche kein Gold

Marpa war zum dritten Mal von Tibet nach Indien gereist, um von seinem geliebten Lehrer Naropa Unterweisungen zu erhalten. In Nepal traf er zwei buddhistische Meister, die ihm erzählten, dass Naropa inzwischen in reinere Gefilde gegangen war. Diese Nachricht war für Marpa so schmerzhaft, dass er das Gefühl hatte, sein Herz würde ihm herausgerissen. Er fragte die beiden: „Werde ich Naropa jetzt nicht mehr treffen können?“

Die Meister antworteten: „Da du ein aufrichtiger, ernsthafter Schüler bist und der Meister das Auge der Weisheit besitzt, wirst du, wenn du von ganzem Herzen zu ihm flehst, ihm gewiss noch einmal begegnen.“

So zog Marpa weiter nach Indien und flehte unaufhörlich zu Naropa. Anfangs erschien ihm der Meister im Traum, dann hatte er verschiedentlich Visionen von ihm, und schließlich erschien Naropa leibhaftig vor ihm und sagte: „Jetzt ist der Vater zu seinem Sohn gekommen.“ Marpa war ungeheuer froh und vergoss viele Tränen. Er warf sich vor Naropa nieder und setzte dessen Fuß auf seinen

Kopf. Dann umarmte er ihn und reichte ihm eine Opfergabe aus Goldstaub. Doch Naropa sagte: „Ich brauche kein Gold.“

Marpa bat: „Herr, auch wenn Ihr kein Gold braucht, nehmt dieses Gold um meinetwillen und zum Wohle aller Wesen und ganz besonders derer, die mir geholfen haben, dieses Gold zu sammeln.“

Darauf sagte Naropa: „In dem Falle soll es eine Opfergabe an den Buddha und die Meister der Überlieferung sein“, und er nahm den Goldstaub und warf ihn in die Luft.

Als Marpa dies sah, kam ihm wieder in den Sinn, mit welcher großen Mühe er dieses Gold in Tibet gesammelt hatte, und er empfand einen großen Verlust. Als Naropa sah, was Marpa empfand, griff er mit seinen Händen in die Luft, und als er sie öffnete, lag das ganze Gold wieder darin. Er sagte: „Wenn du einen Verlust empfindest – hier hast du es zurück. Ich brauche es nicht. Für mich ist die ganze Welt reinstes Gold.“ Bei diesen Worten stampfte er mit dem Fuß auf die Erde und mit einem Mal wurde der ganze Erdboden golden. Da schämte sich Marpa, dass er so kleinmütig gedacht hatte.

Welche Gefahren drohen ihm sonst

Ein Yogi sah einen Milan mit einem Fisch im Schnabel in den Himmel aufsteigen. Andere Milane und eine Schar Krähen verfolgten ihn, um ihm seine Beute abzufragen. Ihr Geschrei war weithin hörbar. Der Milan setzte alles daran, seine Beute zu retten. Er flog mal nach oben, dann im Sturzflug nach unten, wickelte sich zur Seite aus und wendete sich in rasanten Wendungen hier- und dorthin. Doch es nützte ihm nichts, er konnte seine Verfolger nicht abschütteln. Schließlich ließ er erschöpft von der Jagd den Fisch fallen, der von einem anderen Milan aufgefangen wurde. Augenblicklich ließen die Verfolger von ihm ab, und jagten dem neuen Besitzer des Fisches hinterher.

Der Milan war frei und flog zu einem Baum in der Nähe, wo er sich auf einem Ast niederließ, um sich unbehelligt von den anderen auszuruhen. Da verbeugte sich der Yogi und rief: „Oh, welcher Frieden und Glück warten auf den, der alle Anhaftungen und Verwicklungen abschüttelt und frei wird. Doch welche Gefahren drohen ihm sonst!“

Gib alles auf

Ein König in Indien ließ sich jeden Tag von einem Gelehrten die Bhagavadgita, die heilige Schrift der Hindus, vorlesen. Am Ende eines jeden Abschnittes pflegte der Gelehrte den König zu fragen: „O König, konntet Ihr all dem folgen, was ich vorgelesen habe?“

Und der König antwortete nur: „Mein lieber Brahmane, es ist zuallererst Eure Aufgabe die Bedeutung dieser heiligen Texte zu verstehen.“

Dieser Dialog wiederholte sich jeden Tag, und der gelehrte Brahmane fragte sich, warum der König ihm immer dieselbe Antwort gab, und begann sein eigenes Verständnis der Schriften tiefer zu hinterfragen. Dabei gelangte er zu der Erkenntnis, dass das einzig wirklich Notwendige im Leben die Verwirklichung der eigenen göttlichen Natur ist. Er wurde der Gesellschaft und ihrer Vergnügen überdrüssig und entschloss sich in die Abgeschiedenheit zu gehen. Bevor er sein Haus endgültig verließ, schrieb er dem König eine Botschaft, in der er sagte: „Oh König, nun habe ich tatsächlich die wahre Bedeutung der heiligen Schriften erkannt. Sie ist: Gib alles auf, um nur noch Gott zu folgen.“

Weder fremd noch vertraut

Als Dschunaid ein junger Gottsucher war, hatte er den starken Wunsch in der Einsamkeit zu leben. Doch sein Lehrer Muhasibi wollte nicht, dass er ein geistiger Eigenbrötler würde, und so ließ er ihn nicht gehen.

Dschunaid klagte: „Meister, Ihr haltet mich davon ab, in der Einsamkeit vertrauten Umgang mit Gott zu pflegen und zwingt mich in der Welt unter Menschen zu sein, bei denen ich mich fremd fühle.“

Der Meister antwortete ihm: „Wie oft willst du mir noch mit deiner Einsamkeit in den Ohren liegen. Selbst wenn die halbe Menschheit um mich wäre, würde ich mich weder fremd noch vertraut fühlen. Und auch wenn mich alle verließen, wäre ich nicht einsam.“

Warum seid ihr fortgelaufen?

Eines Tages fragten Schüler ihren Meister Yadschnavalkya, was vollkommene Hingabe sei. Der Meister antwortete: „Wenn ihr euch ganz Gott und dem Meister ausliefert, das ist vollkommene Hingabe.“ Und er sagte: „Wer von euch bereit ist, sich Gott und dem Meister ganz auszuliefern? Der soll bitte seine Hand heben?“ Da hoben alle ihr Hände. Der Meister lächelte zufrieden angesichts ihres augenscheinlichen guten Willens.

Einige Tage später hielt Yadschnavalkya in seinem Ashram, der etwas außerhalb der Stadt lag, vor seinen zahlreich versammelten Schülern einen Lehrvortrag, als plötzlich von draußen großer Lärm hereindrang und Stimmen, die riefen: „Feuer, Feuer! In der Stadt ist Feuer ausgebrochen!“ Als die Schüler dies hörten, sprangen sie alle eiligst auf, um in die Stadt zu eilen und von ihrem Besitz zu retten, was noch zu retten war. Nur König Dschanaka, der auch zu den Schülern des Meisters gehörte, blieb ungerührt sitzen. Als sie in die Stadt kamen, stellte sich heraus, dass es falscher Alarm gewesen war. Darauf gingen sie zum Ashram zurück, aber nicht weil sie unbedingt hören wollten, was der Meister sie zu lehren hatte, sondern weil sie in der Eile ihre Sitzmatten und Gebetsperlenketten liegen lassen hatten.

Der Meister fragte alle: „Warum seid ihr fortgelaufen?“ Jeder hatte einen besonders triftigen Grund. Der eine wollte seine Familie retten, der andere seinen Besitz und so fort.

Schließlich fragte Yadschnavalkya den König: „Eure Majestät, warum seid Ihr nicht fortgerannt? Ihr habt doch solch einen schönen Palast, warum wolltet Ihr nichts daraus retten?“

Der König antwortete: „Vor einigen Tagen habe ich mich Euch ganz ausgeliefert und Euch alles übergeben. Was sollte da noch übrig sein, das mir gehört und das ich retten müsste?“

Da sagte der Meister: „Nur der König hat sich wirklich ausgeliefert, während alle anderen, die damals die Hand gehoben haben, vollkommene Auslieferung und Hingabe nur dem Anschein nach, aber nicht wirklich in ihrem Herzen entwickelt haben.“

In den Gassen der Zerstreuung verspielt ihr
die Freiheiten und Vorteile des menschlichen Lebens,
Volk von Tingri, fällt eure Entscheidung jetzt.

Padampa Sangye

Ruhe und Frieden

Einst kam zu Vater Makarios ein Bruder und bat ihn: „Vater, sage mir, wie kann ich Ruhe und Frieden erlangen?“

Der alte Mann sagte: „Gehe zum Friedhof und beschimpfe die Toten so gut du kannst und dann komm wieder zu mir.“

Der Bruder begab sich daraufhin zum Friedhof und schmähte die Toten mit den unflätigsten Worten, die ihm einfielen. Anschließend kehrte er zu Makarios zurück, der ihn zugleich fragte: „Nun, wie haben die Toten dein Schimpfen ertragen?“

„Ich habe nicht ein Wort von ihnen vernommen,“ erwiderte der Bruder.

„Dann gehe morgen noch einmal hin und lobe sie so gut du kannst,“ sagte der Vater. Am andern Tag begab sich der Bruder wieder zum Friedhof und lobte die Toten in den höchsten Tönen. Dann suchte er Makarios auf, der ihn sogleich fragte: „Nun, haben sich die Toten über deine lobenden Worte gefreut?“

„Ich habe kein Wort von ihnen vernommen, der Friedhof war so still und ruhig wie am Tag zuvor,“ erwiderte der Bruder.

Vater Makarios sagte darauf: „Jetzt weißt du, wie die Toten auf Lob und Tadel reagieren. Willst du Ruhe und Frieden erlangen, musst du wie ein Toter sein und bei Lob und Tadel, in Ruhm und Schande vollkommen gleichmütig verweilen.“

Obwohl ich um mein Leben fürchte

Im Jahre 1040 n. Chr., als der große indische Gelehrte Atisha in Tibet lebte, wurde er von mehreren seiner Schüler aus Nordindien besucht. Die große Neuigkeit in jenen Tagen war die Invasion der Muslims in Nordindien, die bereits die Nalanda Universität und andere buddhistische Klöster zerstört hatten.

Als Atisha seine Schüler über die neuesten Entwicklungen befragte, erzählten sie ihm, wie Muslim Soldaten in der Nalanda Universität einen buddhistischen Mönch bedrohten und ihm die Wahl ließen, entweder dem Weg des Buddha abzuschwören - dann würde er eine Belohnung erhalten - oder den Tod zu sterben.

Dieser Mönch antwortete: „Obwohl ich um mein Leben fürchte und einen gewaltsamen Tod nicht mag, bin ich dennoch von der Wahrheit der Lehre des Buddha überzeugt. Wenn ich jetzt aus der Angst vor dem Tode meine Mönchsgelübde und meine Zuflucht aufgabe sowie all das damit verbundene gute Potential für die Wesen, so würde mir dies in zukünftigen Leben sehr viel Schwierigkeiten bereiten. Deshalb werde ich unter keinen Umständen der Zuflucht in Buddha, Dharma und Sangha abschwören und auch nicht meine Verpflichtung aufgeben, den Herzgeist des Erwachens zu praktizieren.“

Darauf wurde er von den Soldaten getötet. Als Atisha dies hörte, war er sehr bewegt.

Später sprach er oft von diesem besonderen Mönch und nannte ihn ein sehr gutes Beispiel für die Art von Vertrauen, die wir brauchen, damit wir selbst unter schwierigsten Umständen in unserer Hingabe auf dem Weg fest und stetig bleiben.

Geht, kommt zurück, geht...

Meister El-Hiri wurde von einem Reichen, der mit ihm über den Weg der Sufis reden wollte, zum Essen eingeladen. Wie es sich ergab stand der verwöhnte Mann an dem Tag des Besuches mit dem Leben auf Kriegsfuß und reagierte, als die Diener El-Hiri hereinbrachten äußerst ungehalten: „Nein, heute nicht. Geh wieder, geh mir aus den Augen!“ Meister El-Hiri drehte sich gelassen um und ging, ohne eine Miene zu verziehen. Doch bevor er das Zimmer verlassen hatte, rief der Reiche: „Nein, verzeiht mir, kommt bitte zurück!“ Und der Meister kam ruhigen Schrittes zurück.

Die Ruhe und Gelassenheit des Meisters erweckten den Mutwillen des Mannes, und er dachte bei sich: ‚Wie reagiert er wohl, wenn ich ihn hin- und herschicke, wird er dann auch noch so gelassen bleiben?‘ Er schickte den Meister wieder fort, dann rief er ihn zurück, nur um ihn wieder fortzuschicken und dann wieder zurückzurufen. Dies wiederholte er viele Male, bis er überwältigt von der Geduld und Sanftmut seines Gastes innerlich zusammenbrach. Sein ganzer Hoch- und Unmut fiel von ihm ab, und er begann zu weinen und weinte wie er noch nie zuvor in seinem Leben geweint hatte. Er fiel El-Hiri zu Füßen und bat: „Bitte Meister, vergebt mir meine Arroganz.“

El-Hiri erwiderte: „Du verstehst mein Verhalten nicht richtig. Ich habe nichts anderes getan, als was ein trainierter Hund auch tun würde. Wenn du ihn rufst, kommt er. Wenn du ihn fortschickst, geht er. So ein Verhalten zu lernen ist nicht besonders schwierig. Mit dem Weg der Sufis hat dies noch nichts zu tun.“

Du bist wirklich ein Mann Gottes

Eines Tages drangen Räuber in die Einsiedelei eines alten Mannes und sagten ihm: „Wir sind gekommen, um allen Besitz aus deiner Zelle mitzunehmen.“

Und er antwortete ihnen: „Nehmt alles mit, was ihr seht, meine Söhne.“

Sie rafften alles zusammen, was sie finden konnten und verschwanden. Wie der alte Mann sah, dass sie einen kleinen Beutel übersehen hatten, folgte er ihnen nach draußen und rief: „Meine Söhne, ihr habt diesen Beutel noch vergessen, nehmt ihn mit!“

Wie die Räuber dies hörten, wurden sie von Scham ergriffen und brachten ihm all sein Hab und Gut zurück. Beeindruckt von der Ruhe und Gelassenheit des Einsiedlers sagten sie zu ihm: „Du bist wirklich ein Mann Gottes.“

Du hast die Luft mit Worten gefüllt

Drei Einsiedler besuchten einen Vater in Skete.

Der erste sagte: „Vater, ich habe das Alte und Neue Testament auswendig gelernt.“

Und der alte Mann antwortete: „Du hast die Luft mit Worten gefüllt.“

Der zweite sagte: „Ich habe das Alte und Neue Testament mit eigener Hand abgeschrieben.“

Der Vater antwortete: „Du hast die Fenster mit Manuskripten gefüllt.“

Der dritte sagte: „Auf meinem Herd wächst das Gras.“

Und der Greis antwortete: „Du hast die Gastfreundschaft von dir verjagt.“

Warum ist das so?

Eines Tages sagte der Kaiser Akbar zu seinem ersten Sänger am Hofe: „Ihr seid so ein wunderbarer und großer Sänger, Tansen, dass ich mich frage, wie groß Euer Lehrer war.“

Der erwiderte: „Bitte, vergleicht mich nicht mit meinem Lehrer, der jenseits aller Vergleiche ist.“

„Lebt Euer Lehrer denn noch?“ fragte der Kaiser.

„Ja, er lebt noch. Aber man kann sagen, dass er ein gestorbener Lebender ist.“

Akbar fragte forschend: „Wo können wir ihn finden? Ich würde ihn gerne singen hören.“

„Ich glaube nicht, dass mein Meister vor einem Kaiser singen wird.“

„Dann werde ich mich als Euer Diener verkleiden.“

„In so einem Falle könnten wir vielleicht Glück haben,“ sagte Tansen.
Akbar und Tansen brachen gemeinsam zu einer langen Suche auf und fanden schließlich den Meister in der Einsamkeit der Berge. Der Meister erkannte den Kaiser trotz seiner Verkleidung als Diener, doch da ihm dessen bescheidene Haltung gefiel, fand er sich bereit vor ihnen zu singen. Beide waren von dem Gesang so bezaubert, dass sie für eine Weile ihr Körperbewusstsein verloren. Als sie wieder zu sich kamen, war der Weise verschwunden.
„Wohin ist er gegangen?“ fragte Akbar.
Tansen antwortete: „Er hat diesen Platz für immer verlassen, weil er fürchtet, dass wir wieder kommen könnten.“
Die beiden kehrten in den Palast zurück. Doch im Herzen des Kaisers war von dieser Musik ein Stachel der Sehnsucht zurückgeblieben, und eines Tages sagte er zu Tansen: „Ich fühle so eine Sehnsucht ihn wieder zu hören.“
„Wir werden ihn niemals finden, nachdem er diesen Platz verlassen hat.“
Doch Akbar fragte: „Aber ich fühle mich so ruhelos und sehne mich so sehr danach, diese Stimme wieder zu hören. Kannst du nicht für mich diesen Gesang singen, den er gesungen hat?“
Tansen nickte zustimmend und begann zu singen. Als er geendet hatte, sagte der Kaiser: „Es war schön, doch hat es nicht dieselbe Wirkung wie bei deinem Meister. Warum ist das so?“
Tansen fühlte sich verletzt und erwiderte: „Das ist deshalb so, weil ich vor Euch singe. Mein Meister jedoch singt vor Gott.“
Durch diese Begebenheit erkannte Tansen seinen eigenen Fehler. Er verließ den Hof, wanderte für den Rest seines Lebens durchs Land und führte ein der Meditation gewidmetes unabhängiges Leben.

Die Aktivitäten dieses Lebens folgen eine auf die andere wie die Wellen im Meer. Die Reichen haben nie genug Geld, die Mächtigen nie genug Einfluss. Denkt einmal nach: Der beste Weg, all unsere Wünsche zu befriedigen und all unsere Pläne zu vollenden, besteht darin, sie fallen zu lassen.

Dilgo Khyentse Rinpotsche

Keinen Frieden

Der Vater Poemen teilte seine Zelle mit einem Mönch, der Streit mit einem anderen Bruder außerhalb des Klosters hatte. Deshalb mahnte Poemen ihn, doch der Mönch hörte nicht auf zu streiten.

Und so begab sich der Vater zu einem anderen großen alten Mann und sagte zu ihm: "Der Bruder, mit dem ich die Zelle teile, hat Streit mit jemandem außerhalb unseres Klosters, und wir haben keinen Frieden."

Der alte Mann entgegnete ihm: "Was, Poemen, du bist immer noch lebendig? Geh in deine Zelle und nimm es dir zu Herzen, dass du schon seit einem Jahr im Grabe liegst."

Der Wind gibt mir genug abgefallene Blätter

Meister Ryokan, was übersetzt ‚gütige Toleranz‘ bedeutet, lebte viele, viele Jahre lang abgeschieden in den Bergen in einer moosbedeckten Einsiedelei. Dort praktizierte er Zazen. Im Winter war er oft eingeschneit. Dann verließ er seine Hütte nicht, sondern saß am Herd und meditierte, verfasste Gedichte und las gern japanische und chinesische Gedichtbände.

Im Frühling, Sommer und Herbst ging er oft hinunter ins Dorf, um sich Nahrung zu erbetteln, dabei mit der Dorfbevölkerung zu plaudern und auf dem Weg mit den Kindern zu spielen. Er war bei allen sehr beliebt, weil er sehr herzlich war und Wärme und Mitgefühl ausstrahlte. Ein Freund sagte über ihn: „Wenn Ryokan zu Besuch kommt, so ist einem, als käme an einem dunklen Wintertag der Frühling zur Tür herein.“

Ryokan ging auch oft in den Bergen spazieren, sammelte Feuerholz und Früchte für den Winter oder pflückte Blumen als eine Opfergabe an die Buddhas. Als unter der Veranda seiner Hütte ein Bambus empor spross, sägte er einfach ein Loch in den Holzboden, sodass der Sprössling ungehindert weiter wachsen konnte. Und als der Bambus den Dachüberstand erreichte, sägte er auch dort ein Loch hinein.

Eines Tages war er ausgegangen, um Blumen zu pflücken. Als er zurückkam, sah er, dass Besuch gekommen war. Vor seiner Hütte saß eine kleine Gruppe vornehmer Leute. Es war der Fürst der Gegend mit seinem Gefolge. Sie waren gekommen, weil der Fürst mit Ryokan sprechen wollte. Er sagte: „Ich möchte ein Kloster errichten lassen. Und da ich von Eurem guten Ruf gehört habe, möchte ich Euch fragen, ob Ihr nicht der Abt dieses Klosters werden wollt?“ Ryokan schwieg. Alle schauten ihn gespannt an. Nach einer Weile ging er in die Hütte und kam mit einem Blatt Papier, Tusche und Pinsel zurück. Schweigend schrieb er darauf:

„Der Wind gibt mir
Genug abgefallene Blätter,
Um ein Feuer zu machen.“

Dann überreichte er das Blatt dem Fürsten. Dieser las und verstand. Er akzeptierte Ryokans Wahl und kehrte mit seinem Gefolge auf seine Burg zurück.

Der Brahmane und der Mönch

Ein Brahmane und ein Mönch unterhielten sich lange über religiöse Themen. Schließlich meinte der Mönch zum Brahmanen: „In dieser Welt gibt es niemanden auf den man sich wirklich verlassen kann. Nichts von dem, was du dein eigen nennst, gehört wirklich dir.“

Dies konnte der Brahmane nicht glauben und er erwiderte: „Wenn ich nur leichte Kopfschmerzen habe, dann ist meine Mutter so besorgt, dass sie sogar ihr Leben geben würde, wenn es mir dadurch besser ginge. Dass solch eine Mutter nicht eine Freundin ist, auf die ich mich verlassen kann, das will ich einfach nicht glauben.“

Der Mönch sagte: „Wenn dies tatsächlich der Fall wäre, dann wären die Mitglieder deiner Familie zweifelsohne deine Freunde. Aber in Wahrheit täuscht du dich sehr. Glaube auch nicht für einen Augenblick, dass dein Vater, deine Mutter, deine Frau oder dein Sohn ihr Leben um deinetwillen geben würden. Wenn du willst, können wir sie auf die Probe stellen. Gehe heim und täusche vor, dass du unerträgliche Schmerzen hast. Ich werde dann vorbeikommen, und du wirst sehen, was geschieht.“

Der Brahmane stimmte zu. Als er zuhause war, stöhnte er vor Schmerzen und wand sich am Boden. Ärzte wurden gerufen, aber niemand konnte ihm Erleichterung verschaffen. Schließlich kam der Mönch und sagte zur weinenden Familie, nachdem er eine Weile den Brahmanen untersucht hatte: „Diese Krankheit ist sehr ernster Natur. Die einzige Chance der Heilung besteht darin, dass jemand aus eurer Familie bereit ist, sein Leben für ihn zu opfern.“

Alle schauten fassungslos und sagten nichts. Der Mönch sprach die alte Mutter an: „Wenn Sie in Ihrem hohen Alter Ihren Sohn verlieren, wer wird dann den Broterwerb für die ganze Familie bestreiten? Doch wenn Sie jetzt Ihr Leben im Austausch gegen seins geben, so kann ich ihn retten. Wenn Sie als seine Mutter nicht dieses Opfer für ihn bringen können, wer sonst in der Welt?“

Die alte Frau erwiderte schluchzend unter Tränen: „Ich bin bereit, alles für meinen Sohn zu tun. Mein eigenes Leben, was ist das im Vergleich mit seinem? Aber der Gedanke ‚Was wird dann aus meinen anderen Kleinen nach meinem Tode‘, der macht mich zum Feigling. Diese Kleinen stehen mir im Weg.“

Sein Vater antwortete auf die Frage des Mönchs: „Heiliger Mann, verstehen Sie nicht, wie wenig man tun kann? Jeder in der Welt leidet für sein eigenes Karma. Das ist das universelle Gesetz.“

Seine Frau sagte bitterlich weinend: „Wenn das Dasein einer Witwe mein Schicksal ist, dann möge es so sein. Doch kann ich meinen geliebten Eltern nicht solch großen Kummer verursachen. Und wenn ich gestorben bin, wird mein Mann sicherlich bald eine andere heiraten und mich schnell vergessen.“

Als der Brahmane sah, wie sich seine Liebsten aus der Situation herauswanden, war er maßlos enttäuscht. Er verließ darauf sein Haus und seine Familie und folgte dem Mönch.